

Gudrun Fritsch

NACHTSALZ

Leykam, Graz 2017

Die Drucklegung dieses Werkes wurde gefördert durch:

BUNDESKANZLERAMT ■ ÖSTERREICH



© by Leykam Buchverlagsgesellschaft m.b.H. Nfg. & Co. KG,
Graz 2017

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Gerhard Gauster

Druck: Steiermärkische Landesdruckerei, 8020 Graz

Gesamtherstellung: Leykam Buchverlag

ISBN 978-3-7011-8062-2

www.leykamverlag.at

„Créer, c`est resister.
Resister, c`est créer.“

„Schöpfung ist Widerstand.
Widerstand ist Schöpfung.“

(Stéphane Hessel)

„Hoffnung ist eine schöne Erinnerung an die Zukunft.“

(Gabriel Marcel)

I.

Mädchenfrau, meine Frau, meine Eroberung, mein erobertes Land, denkt Gero, als er in der schaumgefüllten Wanne liegend Camilla bei der Morgentoilette beobachtet. Er hat die Arme hinter seinem Nacken verschränkt und wird sich seines unvermutet heftigen Begehrens gewahr.

Wer steht da vor ihm, unter seinen von plötzlicher Neugierde und Wachsamkeit getränkten Blicken? Seine Frau, ja, vertrauter Anblick seit vielen Jahren, seine Retterin, Trösterin, Gefährtin, seine Sanftmütige, seine rücksichtsvolle, geliebte Camilla. Wenn sie sich jetzt zur Seite drehte und ihm das besondere, dieses liebevolle und gleichzeitig verschmitzte Lächeln schenkte, ihm, der in ihrer Schuld steht – stets hat er das Gefühl, in ihrer Schuld zu stehen –, das weiß er nur zu gut, dann müsste er mit einem Satz aus der Badewanne springen und sich vor ihr auf den Boden werfen, kniend den morgenmantelverhüllten, noch schlafwarmen Körper umfassen. Um Absolution bitten.

Sie wendet sich vom Spiegel ab, ihm zu, mit diesem kindlich-weichen Morgengesicht, ihm einen wunderschönen guten Morgen wünschend. Freundlich-frech, spitzbübisch fast, Knitterfältchen um die grünen Augen. Mit einer warmen, dunklen Stimme. Lächelnd. Camillas Gesichtsausdruck signalisiert prickelnde Vorfreude – es ist erst der frühe Morgen eines neuen Tages, also noch alles, zumin-

dest vieles möglich – und eine sich nach außen verströmende Dankbarkeit für die eigene kraftvoll empfundene Mitte.

Mit dem Fuß bedient Gero den Wasserhahn, um mehr heißes Wasser einlaufen zu lassen. Der Sprung dem Lächeln entgegen, die geplante Reaktion auf das gewünschte Zeichen hat nur im Kopf stattgefunden, in der Vorstellung, wo alles möglich ist, aber seinen Weg nicht bis in die einzelnen Muskeln gefunden. Ein minimales Scheitern früh am Feiertagsmorgen, ärgerlich, denkt er.

Nachdem Camilla ihr Gesicht mit kaltem Wasser gewaschen, die Zähne geputzt und das dichte brünette Haar mit nach unten hängendem Kopf gegen den Strich gebürstet hat, was ihr für einige Augenblicke das Aussehen eines männlichen Löwenkopfes verleiht, zieht sie sich aus. Sie lässt sich in die Wanne gleiten, genießt die Wärme des Wassers, den Sandelholzduft, in dem der Geruch ihres seichten Schlafes und der bizarren Träume sich aufzulösen beginnt. Sie taucht ein, Kopf und Haare sinken unter die schaumbedeckte Oberfläche, hält inne, die Hände wie schützend auf die Augenlider gelegt, dehnt sich, genussvoll, Faser für Faser. Die Brustspitzen ragen ein wenig heraus, zwei kleine roséfarbene Inseln im weißlichen Schaum.

Als sie auftaucht, den Kopf hebt, ungern nur, viel lieber bliebe sie da unten, das durch die Nässe schwere Haar mit den Händen nach hinten streicht, begegnet sie Geros Blick, dem sie antwortet. Wohltemperiert. Camilla streckt die Arme nach oben und entblößt ihre Achselhöhlen. Die Einladung ist ausgesprochen.

Später gehen sie essen in die Trattoria gegenüber. Sie trinkt Mineralwasser und zwei Espressi.

Es ist das letzte gemeinsame Wochenende vor Geros Abreise in die Staaten.

„Ich empfehle Träume nochmals; wir leben und empfinden so gut im Traum als im Wachen und sind jenes so gut als dieses, es gehört mit unter die Vorzüge des Menschen, dass er träumt und dass er es weiß. Man hat schwerlich noch den rechten Gebrauch davon gemacht. Der Traum ist ein Leben, das mit unserm übrigen zusammengesetzt, das wird, was wir menschliches Leben nennen. Die Träume verlieren sich in unser Wachen allmählich herein, man kann nicht sagen, wo das Wachen eines Menschen aufhört.“

*(Georg Christoph Lichtenberg,
In meinem Kopf des Nachts. Aphorismen)*

II.

Immer wieder der Sog der Wirklichkeit, der sie erstarren lässt wie schockgefroren. So viel Wirklichkeit, die Dämonie der Wirklichkeit, zwischen den Traumzeiten der Tage und Nächte. Immer wieder meint sie, zu zerschellen an den betongleichen Mauern der Vergeblichkeit. So viel Wirklichkeit. Die überwiegend zermalmende, paralyisierende Wirklichkeit, die erschreckend sichere Wiederkehr des Gleichen, die unzähligen Fragen ohne Antwort, die den Weg der wachen Tage säumen. Und die simple pragmatische Alltagswirklichkeit mit ihrer zwingenden Funktionslogik, ihrer vielfachen Fremdbestimmung. Immer wieder sieht sie sich von außen, bei normalen Alltagsverrichtungen, aber auch wie sie den Widerständen die Stirn bietet und sich, in vollständiger Vereinzelnung gefangen, hindurchpresst, so wenig Raum wie möglich einnehmend. Nichts ist mehr ganz in ihr.

So schwebt haltlos die Seele im Raum, verstockt, vertrieben, heimatlos, auf der Flucht. Doch keimt irgendwann in der Verborgenheit der Möglichkeits-Sinn. Auf dem Feld des Noch-Nicht wächst die Hoffnung, aus der vorgestellten Welt eine Heimat werden zu lassen. Und plötzlich fallen die Träume vom Himmel, sanft wie Federwölkchen, und sie beginnt um ihr Leben zu träumen.

Jeder Traum weicht das Seiende auf, vermag das Dunkel zu bannen, ist willkommener Kontrapunkt, die Freiheit des Gegenentwurfs. Wachen und Träumen, Parallelwelten im ständi-

gen Wechselspiel, online, offline. Im Träumen, isoliert von der Außenwelt, flüchtige Momente schwereloser Entrücktheit: alternative Angebotspalette zu ihrem Tagesablauf, der so wohlorganisiert ist, effizient, maßvoll, geordnet, logisch-linear, linkshemisphärisch, trendy vermutlich.

Lockend und milchglasig schimmern die Träume. Verstohlen leuchten sie hervor, hinter den langen, schweren Vorhängen der Vernunft, wo die schwarzkantige, raufaserige Monotonie der Wirklichkeit endet. So beginnt sie das Spiel, das Spiel mit den Träumen. Eine Schöpfung beschließt sie und entwirft ihn, den anderen Teil, das Unbekannte, das Ersehnte, und mit ihm die Zukunft.

Status nascendi.

Das antizipierende Bewusstsein ist unruhig und rastlos und zeitlos und strebt nach der Einlösung des Geträumten.

Wenn Traum und Wirklichkeit kollidieren, unsichtbar, lautlos und unbemerkt, platzt der Traum auf, wie eine fruchthaltige Blase.

Flieg, Vogel, flieg!



„Der Tod macht das Leben sinnlos, weil alles, wonach wir jemals gestrebt haben, mit ihm aufhört, und er macht das Leben sinnvoll, weil seine Gegenwart das wenige, was wir davon haben, unverzichtbar, jeden Augenblick kostbar macht.“

(Karl O. Knausgård, Lieben)

III.

Unter dem Blätterdach eines alten Kastanienbaumes stellt sie den Wagen ab, klemmt ihre große Tasche aus griechischem Ziegenleder unter den Arm und sucht die Privatordination des empfohlenen Arztes.

Ein Arzt nur für die Reichen also. Das gefällt ihr nicht. Grundsätzlich nicht. Wer hat das Recht, für sich eine bessere, eine mutmaßlich bessere Behandlung zu beanspruchen, sich dadurch über andere Menschen zu stellen? Es kommt ihr vor wie ein Verrat am instinktiven Bewusstsein für Gleichheit. Wobei sie nicht ein verordnetes, aschgraues Gleichheitskostüm meint, das manche gern den Menschen umlegen würden, weil eine konforme Masse leichter instrumentalisierbar ist. Nein, dafür ist sie zu sehr ihrem freigeistigen Selbstverständnis verpflichtet, das sie viel eher ermuntert, quer zu sämtlichen Orthodoxien zu stehen. Eine Bescheidenheit tief in ihr drinnen ist es, die sie zögern lässt, besondere Rechte oder eine besondere Behandlung in Anspruch zu nehmen. Sie wird eine Honorarnote mit beigelegtem Zahlschein überreicht bekommen, dafür muss sie keine langen Wartezeiten auf sich nehmen wie in den überfüllten Kassenpraxen. Alles hat seinen Preis. Gero hat darauf bestanden, ist felsenfest der Meinung, nur so, nämlich mit den besten der Spezialisten, sei die Sache, ihre unklar lädierte Gesundheit, in den Griff zu bekommen. Diese Überzeugung von der Machbarkeit ist sein Glaube, zu dessen Verteidigung er vielleicht sogar in den Krieg ziehen würde. Sie muss aber auch zugeben, dass sein Leben, ohne

nennenswerte Brüche einer ebenmäßig und linear verlaufenden Leistungsgeschichte gleichend, ihm vorbehaltlos Recht zu geben scheint.

Sie ist bereits einige Zeit vor dem vereinbarten Termin da und muss daher ein wenig warten.

Ein unaufdringliches Ambiente, ein verwaister Schreibtisch, keine Anmeldung, Zeitschriften und Bücher in schlichten Regalen. Sie sieht sich um. In Augenhöhe entdeckt sie ein Buch, aus dem ein hellgelbes Lesezeichen hervorragt. Sie zögert nicht, nimmt den Band, schlägt die gekennzeichnete Seite auf, die zusätzlich noch ein winziges Eselsohr trägt, und findet eine ihr besonders vertraute Textpassage fast unsichtbar mit Bleistift markiert. Da ist also jemand, der diese Stelle ebenso bemerkenswert findet wie sie selbst. Als sie den Band zurückstellt, schämt sie sich, weil sie mit ihrer Neugier doch eine Grenze überschritten hat. Sie setzt sich. Zwei Herrenmäntel hängen noch an den Haken der Garderobe. Am Beistelltisch vor ihr liegt aufgeschlagen ein Reisemagazin über Australien. Kurz bleibt ihr Blick an der Überschrift hängen. *Traumzeit*. Rasch überfliegt sie den Text:

Traumzeit, in der Mythologie der Aborigines die ferne mythische Zeit, in der die grundlegende Struktur des Lebens geschaffen wurde, Zeit der Schöpfung, Ursprungszeit, die Traumzeit als ein besonders schöpferischer geistig-seelischer Zustand; der Mensch wird durch einen eher psychischen Akt, den die Eingeborenen das Träumen oder den Traum nannten, ins Leben gerufen; ein Schöpfungsakt, der sich in frühester Zeit tatsächlich ereignete und noch weiter fortbesteht, bis in die Gegenwart hinein schöpferische Kraft entfaltet. Im Schöpfungsmythos der Unambel im Nordwesten Australiens wurde alles von Wallanganda geschaffen, dem Himmelswesen, das mit der Milchstraße in Verbindung steht. In den